

Ende der Chaostheorie

Es ist ein Irrtum, dass unordentliche Menschen besonders kreativ sind: Aber auch Pedanten können gute Einfälle haben

VON GEORG ETSCHKEIT

Thomas Manns Arbeitstag war streng getaktet. Um acht Uhr stand der Dichter auf, trank eine Tasse Kaffee, nahm ein Bad und kleidete sich an. Um 8.30 Uhr frühstückte er zusammen mit seiner Frau Katia. Punkt neun setzte sich Mann an seinen Schreibtisch, ein Ungetüm mit Klauenfüßen und großen Schubfächern, das ihn von München aus in sein Schweizer und kalifornisches Exil begleitete. Gute drei Stunden saß er da, dachte und schrieb, umgeben von allerlei Nippes, der auf der Schreibtischplatte säuberlich angeordnet war: Jadebecher und Elefantenzahn, ein siamesischer Bronze-Buddha, eine japanische Vase, Messingleuchter und Federschalen. Auf jeder Station seiner globalen Odyssee bekamen die Sachen ihren festen Platz. Dann „durfte sich nichts rühren, nichts verändern“, bemerkte Katia.

Ungern möchte man sich den stets akkurat gekleideten, distinguierten, das rechte Maß und die bürgerliche Ordnung liebenden Literaturnobelpreisträger vorstellen, wie er inmitten von Papierstößen, Zettelchaos, Aschekrümlen und Essenresten seine genialen Schatellsätze drechselt. Nichts von alledem. Manns Arbeitsweise war das Gegenteil von chaotisch, dito sein Arbeitszimmer. Trotzdem war er, wer wollte es bestreiten, ungemein kreativ.

Wie passt das zusammen mit der oft beschriebenen, geistig angeblich so beflügelnden Wirkung der Unordnung? „Die kreative Kraft des Chaos – warum es besser ist, nicht alles in den Griff zu bekommen“, heißt ein Buch, ein anderes beschwört gleich das „perfekte Chaos“ und versucht zu belegen, „warum unordentliche Menschen glücklicher und effektiver sind“. Die *Huffington Post* kommt in einem Artikel jüngeren Datums zu dem Schluss: „Unordentlichkeit ist gut“, also „weg mit dem schlechten Gewissen“. Und im Internet empfiehlt eine Psychotherapeutin Menschen mit Schreib- und ähnlichen Blockaden, „das Gehirn einfach mal stehen zu lassen und das Chaos auszuhalten“.

Wenige Beiträge, in denen die inspirierende Macht des Chaos gepriesen wird, kommen ohne den Kronzeugen Albert Einstein aus. Der Jahrhundert-Physiker war in punkto Ordnung respektive Unordnung das genaue Gegenteil von Thomas Mann. Sein vollgetümelter Arbeitsplatz ist legendär. „Wenn ein unordentlicher Schreibtisch einen unordentlichen Geist repräsentiert, soll Einstein einmal etwas spitz bemerkt haben, „was sagt dann ein leerer Schreibtisch über den Menschen, der ihn benutzt, aus?“

Einstains Konterfei mit Strubbelkopf und herausgestreckter Zunge wurde zur Ikone der Pop-Generation, die ihren Erzeugern „We dont need no education“ entgegenriefen. Bürgerliche Grundsätze wie Disziplin, Verlässlichkeit und Pflichtbewusstsein galten als Sekundärtugenden, mit denen man auch ein KZ hätte betreiben können, wie der seinerzeit noch recht junge, recht wilde Oskar Lafontaine kess behauptete. Seither stand Ordnung gewissermaßen unter Faschismusverdacht. Da konnten sich die antiautoritären Chaostheoretiker sogar guten Gewissens auf Friedrich Nietzsche berufen, der seinen Zarathustra sagen ließ, man müsse noch Chaos in sich haben, „um einen tanzenden Stern zu gebären“. Für Nietzsche war Chaos kein Ort bedrohlicher Leere und Unordnung, sondern ein Raum zur Neuschöpfung der Welt aus dem Geiste.

Doch was ist dran an der These vom kreativen Chaos? Gibt es dafür wissenschaftliche Belege? Sind Ordnung liebende Menschen einfalllose Dumpfbacken mit Hang zum Autoritarismus? Oder wird hier eine Untugend zum neurophysiologischen Selektionsvorteil geadelt?

Bei einem Experiment förderte eine ordentliche Umgebung die Hilfsbereitschaft von Studenten

Um dieser Frage wissenschaftlich auf den Grund zu gehen, hatte sich Kathleen D. Vohs, Professorin an der Carlson School of Management der University of Minnesota, ein kompliziertes Experiment ausgedacht. Sie wollte wissen, ob es einen messbaren Zusammenhang gibt zwischen physischer Ordnung bzw. Unordnung und Kreativität und welche Wertvorstellungen und Charaktereigenschaften damit verknüpft sind. Im ersten Teil ihres Versuchs ließ Vohs eine

Gruppe von 36 holländischen Studenten gefakte Fragebögen ausfüllen. Die nichts ahnenden Probanden waren zuvor nach einem Zufallsverfahren auf Büros verteilt worden, die mal penibel aufgeräumt, mal ziemlich unordentlich waren. Nachdem alle ungefähr die gleiche Zeit in ihren Büros verbracht hatten, erzählten die Versuchsleiter, dass die Fakultät, in der der Versuch stattfand, eine Wohltätigkeitsorganisation für Kinder unterstütze und Spenden immer erwünscht seien; beim Herausgehen mussten die Studenten dann noch zwei Körbe mit Snacks passieren, einer mit Äpfeln, der andere mit Schokoriegeln. Das Ergebnis war eindeutig: 82 Prozent der „ordentlichen“ Studenten spendeten für die angebliche Wohltätigkeitsorganisation, bei den „unordentlichen“ tat dies nur die Hälfte. Außerdem griffen die ordentlichen Studenten deutlich häufiger zum gesunden Apfel als zur Schokolade.

Im zweiten Teil der Studie sollten 48 Studenten für eine fiktive Firma nach neuen Vermarktungsmöglichkeiten für Tischtennisbälle suchen. Das Setting war das gleiche. Dabei erwies sich die Messie-Truppe im Vergleich zu den Ordnungsliebhabern als weitaus kreativer. Fazit der Studie: Eine unordentliche Umgebung helfe offensichtlich, ausgetretene Pfade zu verlassen, kreativer zu sein, folgert Vohs. Dagegen fördere ein ordentliches Setting eher Einstellungen und Verhaltensweisen, die mit Tradition, Konvention, aber auch Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft zu tun haben.

Jane Austen verfasste ihre Romane an einem fast leeren, schlichten Kaffeehaustischchen

Stimmt die Gleichung, chaotisch ist gleich kreativ, also doch? Jein, meint Dieter Frey, Psychologieprofessor an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Die Ergebnisse von Vohs Experiment seien zwar eindeutig, aber schwer generalisierbar. „Es mag ja sein, dass der typische Kreativling in einem Unternehmen oder einer Organisation eher etwas schlampiger ist, oft zu spät kommt und einen unaufgeräumten Schreibtisch hat, eben ein kleiner Rumpfschreibtisch im positiven Sinne. Das heißt aber nicht, dass alle Schreibtischchaoten die geborenen Erfinder und Leute mit einem aufgeräumten Schreibtisch un kreativ sind.“ Nicht zu rütern sei an der Bedeutung der Intelligenz als Voraussetzung von Kreativität. „Hochintelligente Menschen müssen nicht unbedingt kreativ sein, aber kreative Menschen sind immer hochintelligent.“

Wie unterschiedlich die Biotope namhafter Kreativlinge sein können, zeigt die Auflistung „40 inspiring workspaces of the famously creative“ auf Buzzfeed. Das Spektrum reicht von der asketischen Schreibhütte des US-Autors Elwyn Brooks White, der an einem hölzernen Tischchen einsam vor seiner Schreibmaschine kaut, über das gediegene, an Thomas Mann erinnernde Arbeitszimmer des Schriftstellers Rudyard Kipling und das gestylte, aber nicht unpersönliche Atelier des Modeschöpfers Yves Saint Laurent bis zum Messie-Ambiente des Malers Francis Bacon. Jane Austen verfasste ihre für ihre perfekte Stilkunst gerühmten Romane an einem schlichten Kaffeehaustischchen mit Marmorplatte. Darauf zeigt die Abbildung auf Buzzfeed nur einen Federkiel im gläsernen Tintenfass und ein leeres Blatt Papier.

Kreatives Chaos versus Horror vacui? Wie lässt sich das auf einen Nenner bringen? Sascha Friesike, Kreativitätsforscher an der Freien Universität Amsterdam, wagt einen Versuch. Voraussetzung für Kreativität sei nicht das Chaos selbst, meint Friesike, sondern die Chance, sich das Chaos schaffen zu können. „Es geht um den perfekten Raum für die jeweils eigene Kreativität, der kann sehr ordentlich, aber auch unordentlich sein.“ Eine vorgegebene Umgebung jedenfalls behindere Kreativität. „Ich kenne keinen Künstler, der bereit wäre, in einem bereits eingerichteten Atelier zu arbeiten.“ Um die Gedanken fliegen zu lassen, müsse man aber nicht nur über die materielle Umgebung gebieten, sondern auch über die eigene Zeit. „Es gibt Leute, die besonders am Vormittag kreativ sind, dafür nachmittags mehr analytisch arbeiten können“, sagt Friesike. Manche Kollegen hätten ihre Dissertationen sogar in der Nacht geschrieben. „Ich wäre da verzweifelt.“

Drei Schriftsteller, drei völlig verschiedene Arbeitsplätze: Beim englischen Biografen Michael Holroyd (o.) herrscht entspanntes Chaos, während Satiriker Will Self (m.) seine Lieblingssynonyme akkurat auf gelben Notizzetteln notiert. Bestsellerautor Robert Harris (u.), der in einem ehemaligen Pfarrhaus lebt, mag es gediegen. FOTOS: EAMONN MCCABE